

Horst Schulze 95

## Goethe und Genossen

Von Hans-Dieter Schütt

Kunst löst nichts, aber sie löst Verkrollungen in ein gar zu betriebswütlich angelegtes Leben. Kunst erlöst nicht, aber einen Erlös bringt sie – du gewinnst Vertrauen, einen modernen Warnbegriff neu zu durchschmecken: Kostspieligkeit. Koste etwas aus: Setz aufs Spiel, koste es, was es wolle – Spiel will alles, es kostet Leben. Indem es dem Leben Rechnungen aufmacht, die nicht aufgehen dürfen. Wenn sie denn stimmen sollen. Der Schauspieler Horst Schulze hat bis in seine spätesten Tage hinein Goethes »Faust« gesprochen, solo, es war wie eine Dauerbegründung just dieser Kunstkräfte, die das Unvereinbare im Menschenkern offenbaren. Wie wir im Misslingen anderer zu glücklichen Teufeln werden. Wie unsere Klugheit immer neue Unterlassungssünden begründet. Aber auch, wie wir Wunder erhoffen, uns ins Wunder verlieben, ohne doch an Wunder zu glauben.

Über all das am Beispiel dieses Dresdners zu sinnieren – es ruft auch den Gedanken an ein biografisches Wunder auf: wie die Unruhe einer plötzlich erwachenden Ambition ein Leben verändert. Jenes Arbeiterkind, das Autoschlosser wird, entdeckt seine Liebe zur Oper. In Lortzings »Waffenschmied« tritt der Bariton Schulze – nach einer Gesangsausbildung – erstmalig die Bühne, Dresdens Oper. Arbeiterklasse: Der Arbeiter und die Klassik, bevorzugt in Dresden, in Weimar. Hamlet und Wallenstein, Posa und Franz Moor, Tasso und Don Carlos, Mackie Messer und Mephisto. Schulze wird Papageno an der Staatsoper Unter den Linden, er avanciert zur Legende als Henry Higgins in »My fair Lady«, am Berliner Metropoltheater.

Bei der DEFA und im DDR-Fernsehen erhebt ihn seine Art zu einem der seltsamsten Darsteller. Er ist populär, wo er doch so verhalten bleibt. Er strahlt, wo ihn doch seine geradezu graziöse Strenge nie verlässt. Das Gemäße, das hingebungsvoll Statische seiner Erscheinungsweise steigert seinen Baron Instetten in Wolfgang Luderers Film »Effi Briest« zum unvergesslichen Port-



Mit diesem Bild einer Flüchtlingsfamilie nach der sicheren Ankunft in Europa gewann der Fotograf den diesjährigen Pulitzer-Preis.

Foto: Daniel Etter/The New York Times/Laif

Ist die aufklärerische Mission des Fotojournalismus gescheitert?

## Migration und die Bilderflut

Von Frank Schirrmeyer

Als uns im letzten Sommer die große Flüchtlingswanderung erreichte, gab es durchaus Leute, die dachten: endlich! Endlich werden auch wir Europäer gezwungen, die Zustände in der Welt zur Kenntnis zu nehmen, können wir uns nicht mehr bequem zurücklehnen, wenn wir die Nachrichten oder Bilder aus den überfüllten Flüchtlingscamps in Jordanien oder Libanon sehen, und können nicht mehr denken, das ginge uns nichts an. Spätestens seit die massenhafte Migration und Merkels »Wir schaffen das«-Rhetorik in Deutschland zu einem Rechtsruck und einer beispiellosen Polarisierung geführt haben, ist Wegschauen keine Option mehr.

Ist die aufklärerische Mission des Fotojournalismus gescheitert, haben all die Bilder von Elend und Not in den Kriegsgebieten keine Empathie erzeugen können? Das zu diskutieren, trafen sich Fotografen und deren Verwerter, Bildredakteure und Vertreter von Agenturen, zu einer Podiumsdiskussion in Berlin. Eingeladen hatte der Ostkreuz-Verein für Fotografie, der mit dieser Veranstaltung seinen Anspruch, eine Debatte über Fotografie und die gesellschaftlichen Implikationen anzustoßen, weiter verfolgte.

Quantitativ zumindest haben sich Fotografen nichts vorzuwerfen. Ihre Reportagen zum Thema Flüchtlinge sind Legion und füllen die Datenbanken der Fotoagenturen. Die Hälfte aller Bilder, die im Laufe des letzten Jahres bei Getty Images verarbeitet wurden, sind dem Thema Migration zuzuordnen, wie deren Cheffotograf Sean Gallup erläuterte. Alle wichtigen Auszeichnungen bei Fotowettbewerben gingen in diesem Jahr an Fotografen, die einschlägig unterwegs waren. Sei es das World Press Foto des Jahres von Warren Richardson, das einen Flüchtling mit seinem Baby am

Grenzzaun von Ungarn zeigt, oder, ganz aktuell, die Pulitzerpreise, welche ebenfalls Flüchtlingsreportagen zugesprochen wurden. Für die Fotografen wird es jedoch zunehmend schwieriger, ihre Bilder und Reportagen an Magazine und Zeitschriften zu verkaufen. Die Inflation der Bilder steht einem nachlassenden Interesse der Medien und der Öffentlichkeit gegenüber. Es ist ja nicht so, dass heute jeder einzelne Deutsche elektrisiert wäre vom Thema Migration. In unserem Alltag sind wir nach wie vor weit entfernt von persönlicher Betroffenheit und wer will, kann sich dem Problem leicht entziehen, denn entgegen-

*Die meisten Fotografen wollen mit ihren Geschichten gerne Sympathie und Empathie mit den Flüchtenden erzeugen, erreichen aber nur die Leute, die schon Sympathie und Empathie in sich tragen.*

aller Befürchtungen »besorgter Bürger« ist die Flüchtlingsdichte in den meisten Regionen immer noch sehr gering.

Aber können Bilder überhaupt unser Handeln oder das der Politik prägen? Einig war man sich unter den Diskutanten über die enorm wichtige Funktion von Fotografie. Es gibt ja durchaus Beispiele für die die Politik verändernde Wirksamkeit einzelner Bilder. Zum Beispiel jenes von Aylan Kurdi, dem am Strand der Insel Kos angetriebenen, ertrunkenen Flüchtlingskind, das um die Welt

ging und dabei ist, zu einer fotografischen Ikone zu werden – was leider auch beinhaltet, von Leuten wie Ai Weiwei für eigene PR-Zwecke missbraucht und degradiert zu werden. Den Namen des Kindes hat man längst vergessen, das Foto aber hat sich in die Köpfe eingebrannt und tatsächlich Handlungsdruck in der Politik erzeugt.

Und doch bleibt die Frage, ob Bilder jenseits dieses Einzelfalls wirklich eine Macht haben, die Veränderung stiften kann, oder ob die Masse an Bildern nicht eher zu Übersättigung und Lethargie führt. So gibt es unendlich viele Bilder, Geschichten, Reportagen von der Balkanroute und dem Elend, Leid und der blanken Not der aus einem erbarmungslosen Bürgerkrieg Fliehenden; geführt hat dies jedoch eher zu Abwehr, Verdrängung und dem aktuellen Wahlergebnis der Alternative für Deutschland (AfD). Das scheint ein unlösbares Grundproblem zu sein: Die Fotografen, in der Regel weltoffene Kosmopoliten, meist links denkend, wollen mit ihren Geschichten gerne Sympathie und Empathie mit den Flüchtenden erzeugen, erreichen aber nur die Leute, die schon Sympathie und Empathie in sich tragen. Bei zu vielen anderen Menschen wecken dieselben Bilder Befürchtungen und schüren irrealer Überforderung, ob man das als aufgeklärter Zeitgenosse nun wahrhaben will oder nicht.

Für die gutmeinenden Fotografen ist das durchaus ein erhebliches Problem. Niemand von ihnen ist dagegen gefeit, dass die eigenen Bilder und Geschichten umgedeutet und in einen anderen Kontext als den ursprünglich intendierten gestellt werden. Verstärkt wird diese Tendenz durch die sozialen Netzwerke. Gerade unter Rechten ist es beliebt, Fotos von Flüchtlingen zu nehmen, sie in einen erfundenen Zusammenhang zu stellen und damit den Kontext zu verfälschen. Der Urheber des Bildes ist

machtlos, einmal im Netz, hat er die Verfügungsgewalt und Deutungshoheit über sein Bild verloren.

Um eine wünschenswerte Rezeption ihrer Bilder sicherzustellen, neigten einige Fotografen dazu, zu »politisch« sein zu wollen und damit die Objektivität des Journalisten aufzugeben, wie Sean Gallup von Getty Images warnte. Allzu schnell geriete man dahin, bestimmte Bilder zu machen, eine Schere im Kopf zu haben und eine Message rüberbringen zu wollen. Nein, widersprach Ostkreuz-Fotograf Jörg Brüggemann, gerade als Fotograf mit einer Haltung sei Subjektivität notwendig und unvermeidbar.

Dem ist sicherlich zuzustimmen, und mit diesem Bekenntnis zur Subjektivität ist die Agentur Ostkreuz ja zu einer der auch künstlerisch wichtigsten in Deutschland geworden. Aber zu fragen ist, und Georg Diez, Autor und Spiegel-Kolumnist, der die Debatte moderierte, tat dies, ob mit dieser subjektiv-empathischen Grundhaltung nicht ein Grundtenor verbunden ist, der zu einer falschen, weil einseitigen, Beschreibung der Flüchtlinge führt. Wie wäre es, fragte er, würde man sie nicht immer nur in Leid und Not und als Opfer der Umstände zeigen? Sondern auch als Menschen, die ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen haben, die stark sind und mutig? Könnte man nicht, anstatt sie permanent auf ihre Opferrolle festzulegen, ihre Flüchtlings-odyssee auch als Chance und als große Reise auf dem Weg zu Selbstbestimmung und Freiheit beschreiben?

Das erfordert freilich eine Abkehr vom determinierten Bild des Flüchtlings als Geworfener im Strudel der Verhältnisse, könnte aber der Anfang einer Diskussion darüber sein, inwieweit die Migranten unsere satt gewordene Gesellschaft eher bereichern statt gefährden. Will man die momentane Diskurslosigkeit der AfD brechen, sollten wir diese Debatte schnellstens beginnen.

»Wenn ich die Geschichte in Worten erzählen könnte, bräuchte ich keine Kamera mit mir herumzuschleppen.«

Lewis Hine

Frauenfilmfestival

## Regisseurin aus Ecuador ausgezeichnet

Zum Abschluss des Internationalen Frauenfilmfestivals 2016 sind am Sonntagabend in Köln vier Auszeichnungen mit Preisgeldern von insgesamt 16 000 Euro verliehen worden. Der mit 10 000 Euro dotierte Debüt-Spielfilmpreis ging an die ecuadorianische Regisseurin Ana Cristina Baragán für ihr Erstlingswerk »Alba«. Der Film handelt von einem scheuen Mädchen, das neben der schweren Erkrankung der Mutter und dem Mobbing durch reichere Mitschülerinnen die Unwägbarkeiten der Pubertät durchlebt. Der Coming-of-Age-Film zeichne mit »kinematographischer Wucht« und Zartheit das intime und unter die Haut gehende Porträt eines Mädchens auf der Schwelle des Erwachsenwerdens, erklärte die Jury. Die Gewinnerinnen des mit jeweils 2500 Euro dotierten Wettbewerbs für Bildgestalterinnen standen bereits zuvor fest: In der Kategorie Spielfilm wurde Julia Hönemann für »Porn Punk Poetry« geehrt, in der Sparte Dokumentarfilm gewann Katharina Diessner mit »Arlette – Mut ist ein Muskel«. Zudem wurde ein mit 1000 Euro dotierter Publikumspreis vergeben.

Festivalleiterin Silke J. Rübiger zog eine zufriedene Bilanz des Internationalen Frauenfilmfestivals Dortmund/Köln. An sechs Tagen standen 96 Filme aus 30 Ländern auf dem Programm. epd/nd

PEN-Tagung beendet

## Über Gott lästern dürfen

Die Schriftstellervereinigung PEN fordert die Abschaffung des Blasphemie-Paragrafen in Deutschland. »Wir verlangen die ersatzlose Streichung des Paragrafen 166«, sagte der Präsident des deutschen PEN-Zentrums, Josef Haslinger, am Sonntag. Es könne nicht sein, dass die Haltung einiger Länder zur Kritik am Islam Aufsehen erzeuge, während Deutschland selbst einen Gotteslästerungs-Paragrafen im Strafgesetzbuch verankert habe. Das PEN-Zentrum verabschiedete zum Abschluss seiner Jahrestagung in Bamberg eine entsprechende Resolution. »Paragrafen, in denen die Würde von bestimmten Menschen größer ist als von anderen, sind veraltet und müssen ersatzlos gestrichen werden«, sagte Haslinger. Das PEN-Zentrum hatte bereits zuvor die Abschaffung des Paragrafen 103 gefordert. In einer weiteren Resolution zeigten sich die PEN-Mitglieder solidarisch mit dem türkischen Journalisten Can Dündar und verlangten, die Spionage-Anklage gegen ihn in der Türkei fallen zu lassen. »Man kann es nicht akzeptieren, dass investigativer Journalismus als Spionage gewertet wird«, heißt es.

Bei der Jahrestagung wurden außerdem 88 neue Autoren aufgenommen, zwei Drittel davon zwischen 35 und 45 Jahren. dpa/nd



In »Effi Briest« Foto: imago/United Archives

rät einer erstarrten, im Leben bereits begrabenen Kreatur aus Stand und Etikette. Seltsam? Ja, denn Horst Schulze war auch Karl Liebknecht, in Günter Reischs »Solange Leben in mir ist« und »Trotz alledem!«, er gab bei Regisseur Rudi Kurz die titelgebenden Kommunisten in »Hans Beimler, Kamerad« und »Ernst Schneller«. Mag eine Patinaschicht der propagandistischen Zielgebung diese Filme längst bedecken – die Besetzung plebejisch-politischer Ikonen mit diesem Schauspieler des Maßes, der geistigen Spannkraft, des stillvoll Unaufwändigen gab den Versuchen Glaubwürdigkeit und dem Spannungstoben einen fast stillen Ernst. Eine Schauspieler-Aura als alchimistische Küche eines ethischen Experiments: Das Bürgerliche verschmilzt mit dem Proletarischen – so setzte sich im Selbstbewusstsein einer aufstrebenden sozialen Kraft der schöne fordernde Auftrag fest, eine hochkulturelle Tradition zu wahren. Heute wird Horst Schulze 95.